

Raumlektüren: Von »space« zu »place«

Historiker sind gut beraten, sich mit Architektur zu befassen, hat doch die Debatte um Moderne versus Postmoderne (samt ihren geschichtsphilosophischen Implikationen) mit einem Architektenstreit begonnen – rund um den Bau der Stuttgarter Neuen Staatsgalerie durch James Stirling, dessen Projekt von den Modernisten als »faschistisch« attackiert wurde. Allerdings muss man einer solchen Aufforderung sogleich die Warnung nachstellen, dass ›Architektur‹ nicht zwangsweise und unvermittelt mit Konstruktion, Form und Semantik von Gebäuden zu tun hat. Wie Peter Eisenman gemeint hat: Architektur liegt »dazwischen« – zwischen den Programmen der Gebäude, der Kritik, den medialen Repräsentationen und den technologischen Möglichkeiten. Architektur ist also mindestens ebenso ein Diskurs, wie sie eine Praxis sein kann. Einer dieser Diskurse, besser gesagt, ein Argumentationsfaden in der Fülle an neuerer Literatur zum Thema, die es aus kulturhistorischer und kultursoziologischer Perspektive besonders zu beachten gäbe, konstituiert sich um das Verhältnis von urbanem Raum, Szenografie und Identität. Gibt es, so lässt sich dieses Programm zusammenfassen, soziale Logiken der Architektur, die von vornweg die Möglichkeiten kollektiver Aktionen fördern oder unterbinden – und wie wirken räumliche Konfigurationen und Ästhetiken mit kulturellen Praktiken zusammen bei der Definition von städtischen Einheiten wie Nachbarschaften, Milieus oder Vierteln? Oder – auch das ist Bestandteil des Diskurses – braucht es nicht neue, nachkommunitäre Begriffe, um die elementaren Strukturen der Stadt zu verstehen?

Wenn sich der Streit zwischen »funktionaler« und »rhetorischer« Architektur zunächst (wieder einmal, nur jetzt mit umgekehrten Positionen der Kritiker und der Angegriffenen) um das Gebäude und das Ornament drehte, so drängt in der Zwischenzeit die unterschiedliche Konzeptualisierung des urbanen Raumes in den Vordergrund. Nunmehr liegt mit André Corboz' *Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen*¹ eine Art reflektierende Zwischenbilanz der Debatten über das Raumverständnis der modernen Architektur vor. Der Kunsthistoriker Corboz lenkt die Aufmerksamkeit auf die Antinomie, die das Konzept der Modernisten charakterisiert, aber in den traditionell dominierenden Stil-Debatten nicht gebührend Aufmerksamkeit gefunden hat. Das Bild ist einprägsam: hier die maßstäblich auf den menschlichen Körper bezogene Stadt des Platzes, die Camillo Sitte gefordert hat –

ein nach gesellschaftlichen Hierarchien ästhetisch geordneter, gleichwohl von alltäglichen Begegnungen und kommunikativer Dichte inspirierter Raum; dort die gleichförmige Verteilung isolierter stereometrischer Volumen über das Gelände. Das sozusagen »Tragische« an der Moderne offenbart sich im radikaldemokratischen und egalitären Anspruch, der sich an die Produktion eines leeren Raumes zwischen den (mono)funktional definierten Architekturen band. Siegfried Giedion, Sekretär und Interpret der Internationale der modernen Architektur, hat die Frage danach, was den Körper als Referenten des gebauten Raumes ablösen könnte, um diesen rationalistischen Raum der Leere verstehen zu können, sinngemäß damit beantwortet, dass die Gesamtkultur sich auf das Niveau der nicht-mimetischen Kunst des Kubismus heben müsse. Eine tiefere Begründung fand Giedion in dem durch Technologie und Wissenschaft revidierten Weltbild der Moderne, das die Zeit zum Faktor der Wirklichkeitskonstitution erhoben hat. In der Ästhetik der Abstraktion nun schien sich die Ortslosigkeit der modernen urbanen Architektur realisieren zu lassen. Fluchtpunkte, Blickachsen, Kommunikation, kurzum die architektonische Konfiguration sozialer Raumbedeutungen konnte potenziell ersetzt werden durch eine von Zeitregimen gelenkte Bewegungsmaschine und die Verlagerung der sozialen Interaktion in Medien. Corboz zeigt aber nun, dass der Anspruch der Modernisten, die traditionelle herrschaftliche Perspektive aufzusprengen, nie ernsthaft in Angriff genommen worden ist: »Die ersten ›kubistischen‹ Häuser (...) sind lediglich facettenförmig zugeschnittene herkömmliche Bauten und haben nichts gemein mit der Abschaffung des zentralen Blickpunktes. Aus der Auseinandersetzung mit dem Faktor Zeit gingen Objekte wie das Bauhaus (1925) und die Villa Savoye (1928) hervor, zu deren Wahrnehmung die Standortveränderung des Betrachters [wie in den Fotografien Moholy-Nagys] vorausgesetzt wird. Noch viel später entstanden Mies van der Rohes ›Flugzeughallen‹, die ein Eingehen auf differenzierte Alterungsprozesse von Struktur und Programm bezeugen und dennoch auf den immobilen und homogenen Raum zurückgreifen. Was den Städtebau anlangt, fällt es schwer, markante Beispiele isoliert herauszugreifen.«² Demgegenüber deutet sich für Corboz in der Theorie (Riemansche, aus der topologischen Mathematik hergeleitete Räume) und in der Kunst (etwa in Richard Serras *landart*-Projekten) die Überwindung einer Architektur an, die nur durch die Tilgung aller lokalen Spuren und Verwerfungen im Modell bestehen konnte. (Schließlich forderte die *Charta von Athen* sogar den Abriss der historischen Innenstädte, wenn sie der neuen Stadt der rechtwinkeligen, in Niveauunterschieden geführten Hochleistungsstraßen zwischen den Baumassen im Wege waren.) Die neue »topologische Sensibilität«, die Corboz einfordert, ist zweifelsohne eine legitimere Reaktion darauf als die postmoderne Strategie, den Verlust spezifischer Stadtbilder durch Szenografien zu ersetzen. (Die Hotel-Themenlandschaften von Las Vegas, zuletzt das Hotel Venedig, liefern deren Idealtypus.) Sie fokussiert im Grunde auf die bereits konturlosen Agglomerationen der Metropolen, die als unendliche Peripherie traktiert werden. Allerdings weist sie nicht unbedingt über die Architekten und Künstler als Kreatoren eines genuinen lo-

kalen Identitätsraumes hinaus.

Betrachtet man die Paradigmen der vom architektonischen Raum ausgehenden *urban studies*, so zeigt sich, dass die Impulse der *cultural studies* noch nicht voll durchgeschlagen haben. Das dort lagernde Potenzial erschließt sich allerdings selbst erst einem rückblickenden Monitoring der Stadtliteratur. Was wir hier kurz tun wollen. In seinem 1996 erschienenen Buch *Culture and the Public Sphere* geht es Jim McGuigan³ zuallererst und vordergründig um eine Rekonzeptualisierung von Kulturpolitik, ein Unterfangen, das er aus einer Perspektive der *cultural studies* angeht. Es ist allerdings nicht zufällig, dass er in zentralen Passagen seiner Arbeit immer wieder auf Fragen des urbanen Raumes eingeht und dabei dessen unterschiedliche Gebrauchsweisen durch unterschiedliche Populationen behandelt. Eine Auseinandersetzung mit Stadtraum und damit natürlich auch mit seinen diversen ›harten‹ und ›weichen‹ Momenten, will sagen mit Stadtarchitektur/planung und Lese- bzw. Aneignungsweisen von Stadt ist – auch – für Kulturpolitik unabdingbar geworden. Ken Worpole, auf den McGuigan verweist, hat z. B. schon zu Beginn der Neunzigerjahre betont, dass es im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert unmöglich geworden ist, urbane Politik von Kulturpolitik zu trennen.⁴ Nun ist die britische Diskussion zum Themenfeld Kulturpolitik/ Stadtpolitik keineswegs mit jener der sozialdemokratoïden Konzepte Kontinentaleuropas in eins zu setzen. Während nämlich z. B. in der Bundesrepublik Deutschland über die Überwindung und/oder die Fortführung der partizipatorischen Konzepte der Siebzigerjahre gestritten wurde, ging es im späten Thatcher-England vor allem darum, gegen die staatliche Politik der Deregulierung und ihren Glauben an die wundersame Selbsttätigkeit des Marktes, deren konkrete Effekte eine Entmachtung lokaler politischer Autonomie (oder wenigstens die Rücknahme von deren Handlungsfähigkeit) gepaart mit einer weitgehenden Privatisierung öffentlichen Raumes waren, (kultur)politische Gegenkonzepte auf städtischer Ebene überhaupt erst wieder als reale Möglichkeit zu formulieren. Das haben u. a. Franco Bianchini und Michael Parkinson in ihrem Sammelband *Cultural Policy and Urban Regeneration* (1993)⁵ gezeigt.

Diese Versuche eines *reclaiming the city* (siehe auch unten) fanden vor dem Hintergrund einer Debatte um ›globale Kultur‹ statt. Gegen allzu schnell vorgebrachte Diagnosen bezüglich einer – über die immer schneller werdenden neuen Informations- und Kommunikationskanäle – homogenisierten ›Globalkultur‹ haben unter anderen auch David Harvey und Sharon Zukin zum einen auf die Bedeutsamkeit örtlicher religiöser, sprachlicher und anderer situativer Faktoren hingewiesen und andererseits die Folgen der räumlichen Restrukturierung von Ökonomie (z. B. die Verlagerung der Produktionsstätten in so genannte Billiglohnländer) betont. Zukin nennt diesen Prozess ›creative destruction‹. In ihrem Buch *Landscapes of Power* (1991)⁶ hat sie anhand von fünf Fallstudien als ein Ergebnis die Verschiebung der ökonomischen Macht in die amerikanischen Vorstädte dingfest gemacht. Man lebt nicht mehr bloß in *Suburbia*, man arbeitet auch dort, so könnte man ihren Befund zusammenfassen. Dieser Ent-Urbanisierung der Zentren steht ihre Gentrifizierung

gegenüber, beide Momente deutet Zukin als Merkmal der Postmodernisierung von Stadtraum. Bereits in *Loft Living* (1988)⁷, einer Arbeit, in der sie die Gentrifizierung in Manhattan untersuchte, verwies sie auf jenen Prozess, der mit der Besiedlung und Umgestaltung der alten Industriegebäude durch Künstler und Boheme begann und mit ihrer Übernahme durch Börsenmakler und Menschen aus der Werbebranche endete. Die Überlegung, dass Städte nach dem *Imaginaire* jener Schichten transformiert werden, und zwar auf eine Weise, die soziale Unterschiede eher vertieft als sie zum Verschwinden zu bringen, wird auch und auf besonders pointierte Weise in Manuel Castells' Konzeption der ›dualen Stadt‹⁸ entwickelt und ausformuliert. Die epochale Transformation, die Castells am Werke sieht, wird, aus europäischer Perspektive, in vier Trends verortbar. Da ist zum Ersten die ›technologische Transformation‹, die eine weltweit vernetzte Infrastruktur und intensive Städtekonkurrenz mit sich bringt. Während die Kontrolle über die Transmission von Information sich mehr und mehr in einigen Schlüsselorten zentriert, wird ihre Zirkulation und Rezeption zunehmend geographisch verstreut. Das bedeutet aber, dass kulturelle und kommunikative Kompetenz für den ökonomischen Erfolg von Städten (und Regionen) immer wichtiger wird. Die so definierten Gesellschaften, das wäre der zweite Strang, basieren in ihren Möglichkeiten in politischer, militärischer, ökonomischer und kultureller Hinsicht zunehmend auf Wissen. Und drittens: die neu heraufkommende globale Ökonomie konzentriert Wohlstand, Technologie und Macht in jenem Teil der Welt, der so vage mit ›der Norden‹ umschrieben wird. Die europäische Integration wäre nach Castells der vierte zu beobachtende Trend. Hier, in Europa, konstatiert Castells zum einen, dass die Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit der Städte von ihrer Fähigkeit, Lebensqualität, Informationskapazität und Anbindung an die Netzwerke der großen metropolitanen Zentren zusammenzuführen, abhängig ist. Andererseits gibt es in den urbanen Räumen auch wachsende soziale Desintegration. Die Städte erleben ›Identitätskrisen‹, die vor allem mit Migration und Rassismus in Verbindung zu setzen sind, und klassenspezifische Differenzen verschärfen sich. Castells schreibt: »Because the informational society concentrates wealth and power, while polarizing social groups according to their skills, unless deliberate policies correct the structural tendencies we are also witnessing the emergence of a social dualism that could ultimately lead to the formation of a dual city.«⁹ Der wesentliche Dualismus, so bringt Castells sein Argument auf den Punkt, ist demnach jener zwischen dem Kosmopolitanismus der Eliten und dem Tribalismus der lokalen communities – ein Aspekt, der sich auch durch die Stadtporträts von *Megacities* wie Bombay zieht, die Ramesh Kumar Biswas in *Metropolis Now!*¹⁰ entwirft. (»Every day that Bombay becomes worse as a physical environment«, zitiert Biswas den Architekten und Stadtplaner Charles Correa, »it becomes better as a city.«¹¹ Und dafür zeichnen nicht nur die indische Filmindustrie und die international geschätzten Universitäten verantwortlich, sondern ebenso sehr das Heer der erfindungsreichen Paupers, die über Jahrzehnte ein ausgeklügeltes Speisen-Zustellsystem im multireligiösen und von zahlreichen Speisen-Tabus geprägten

Bombay entwickelt haben.)

Quasi ein soziales Labor zum Themenkreis Architektur/Identität/Praktiken wird uns in *Reclaiming San Francisco*¹² vorgestellt. Mit Blick auf eine Architektur des »Dazwischen« gesagt: die räumliche Praxis der Städter erst vollzieht den Entwurf oder unterminiert ihn. Die Stätte des *summer of love* und Knotenpunkt so gut wie aller sub- und gegenkulturellen Milieus der Zeit nach 1945 beruht, so zeigt dieser Sammelband, auf einer engen Verknüpfung von klassen- und szenengebundenen Mentalitäten mit Raumtypen. San Francisco als »Patchwork der Minderheiten« konstituierte sich in sozialen Kämpfen, die sich gegen die Modernisierung und den Umbau des Zentrums zum *business-district* richteten. Diese Kämpfe, die schon in den Fünfziger-Jahren ihren ersten Höhepunkt erlebten, assoziierten die traditionell radikale weiße Arbeiterklasse (im Hafen und in der Kriegsindustrie) mit der universitätsnahen Boheme, den ethnischen Minoritäten (Chinatown, Manilatown) und den kulturellen Oppositionen. Nachdem vorerst in der Tradition der »kannibalistischen Stadt« das schwarze Arbeiterviertel Western Addition zu Gunsten der weißen Mittelklassen geschliffen worden war – samt seinen rund 1.000 viktorianischen Häusern – gingen die zuvor genannten Gruppen gemeinsam gegen die spekulative Überbauung durch *freeways* und Hochhäuser über. So konnten sich nicht nur Einrichtungen wie die *Single-Room-Hotels* nahe Skid Row und die einstöckigen Häuser auf Telegraph Hill halten, sondern eine spezifische Kultur des »öffentlichen Raumes« geschaffen werden, in dem distinkte Viertel-Milieus wie die der Schwulen in Castro ihre Identität sichern konnten und gleichzeitig in Kooperation mit den *grassroots*-Bewegungen sogar politische Reglementierungen durchsetzen konnten – beispielsweise (1979) eine Höhenbeschränkung außerhalb des Finanzdistrikts. San Francisco präsentiert sich als Paradox: Der Lieferant so gut wie aller globaler Avantgardismen nach 1945 etablierte sich in der Abwehr der Moderne in Architektur und Städtebau, bzw. deren Domestizierung.

Arie Graafland wiederum, Professor an der TU Delft mit Sympathien für den Dekonstruktivismus, konfrontiert uns in *The Socius of Architecture*¹³ mit einer Reihe oben nachfragter Neologismen. Die moderne funktionalistische Architektur, definiert durch eine eigene Sprache oder einen »Stil«, hat uns einen ästhetisch homogenisierten Raum hinterlassen, der die großmaßstäbliche Stadtplanung des 20. Jahrhundert effektiv ergänzt hat. Im familialen Modell und im Anschluss der modernen Subjekte an (Unterhaltungs-) Medien hat sie ihren »Sozius«, d. h. den gesellschaftlichen Ordnungsraum gefunden, auf dem sie sich quasi parasitär entwickeln konnte (und dem sie wiederum umgekehrt zur Einschreibfläche werden konnte). Was sich auf diese Weise idealtypisch erfassen lässt, lenkt gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf die Virulenz abweichender, diffuser, nicht nach globalen Regeln formulierter Räume. Solche Räume meint Graafland unter der oberflächlich modernisierten Struktur Tokios (wie auch Amsterdams) entdecken zu können, »rhizomatische Räume«, wie er sie mit der gebotenen Referenz an Gilles Deleuze nennt und die – eben weil sie eine »harte« Struktur abweisen – nur qualitativ beschrieben werden

können: fließende Räume, libertäre Räume, partizipatorische Räume. Nihombashi, ehemals an den hyperaktiven Wasserstraßen der Bucht von Tokio gelegen und ein Attraktor für Handel, Vergnügungen, Essen, Prostitution, Kleinkriminalität usw., inzwischen längst in den *business district* eingegliedert, dient Graafland als historisches Beispiel für die typische Umwandlung von Doppelstädten – von einem binär in geordnete und chaotische, gegeneinander abgegrenzte Teile gegliederten Stadtkörper in isotope urbane Landschaften. So oder ähnlich hat der Prozess der Modernisierung überall gearbeitet. In manchen Fällen indes – und Tokio ist für Graafland ein Modellfall dafür – drücken sich die alten »Rhizome« durch die neue architektonische Textur durch: als topografische Barrieren, oder aber auch als Weiterführung von Praktiken. (Die Nummerierung der Tokioter Häuser in chronischer Kette an Stelle einer linearen Kombination von Straßennamen und aufsteigender Zahl repräsentiert gleichfalls die Nachhaltigkeit älterer städtischer Figuren, welche zur lokalen Überbauung von Einzelgebäuden statt zur großflächigen Strukturbereinigung zwingen.) Die Komplexität der alten Handels- und Vergnügungsviertel Tokios, meint Graafland, setzt sich bis heute sozial fort, indem selbst die großmaßstäblichen Architekturen von kleinteiligen Lebensformen durchsetzt werden. Die enorme Zahl mitunter winziger Läden, Gasthäuser, Bars, Cafés oder Teehäuser bewahrt auch in den mehrstöckigen, in begradierten Straßennetzen geführten Bürohäusern die soziale Dynamik und Vielfalt der vormodernen Viertel. Wenn sie auch nicht mehr, wie bereits erwähnt, den alten binären Stadtkörper mit repräsentieren, so adaptieren sie sich jetzt, wie es Graafland beschreibt, in ihrer rhizomatischen Gestalt an die dritte Dimension, an die von der modernen Architektur verwirklichten Höhe.

Es braucht also nicht zwingend eine Form. Die Moderne wie die Postmoderne, meint Graafland, scheitern gerade wegen ihres Anspruchs auf sinnliche und formale Vermittlung strikter gesellschaftlicher Ordnungsmuster. Mehr noch. Die logische Verkettung von Funktion – Ästhetik – Moral bewirkt, dass Architektur normativ und ideologisch wird. Komplexe Problemstellungen wie die der Obdachlosigkeit – das Buch versteht sich zum Teil auch als Dokumentation von Projekten architektonisch-sozialer Interventionen wie diejenige des *Manhattan Transfer Shelter Systems (MTSS)* für die Obdachlosen der New Yorker Washington Street – müssen entweder aus dem Architekturprogramm verdrängt werden, oder sie unterstützen eindimensionale Definitionen und Lösungen – etwa räumliche Segregation – die von der Politik vorgegeben werden. Der Konnex von Architektur und Stil wird nochmals dramatischer formulierbar, wenn man Graaflands Argument folgt, wonach sich die Architektur der Ästhetik überhaupt in den Medienraum geflüchtet hat. (Darin stimmt Graafland mit den eingangs vorgestellten Thesen Corboz' überein.) Sie besteht dort, wo sie als Fotografie in Zeitschriften (oder als Filmshot) zirkulieren kann – ein Merkmal, das die »Internationalität« der Moderne als kolonialisierende Ortslosigkeit erscheinen lässt. Graafland stellt der Moderne wie der Postmoderne eine andere Architektur entgegen, eine Architektur des Sublimen bzw. der sublimen Effekte. Beispiele dafür sind ihm Rem Koolhaas' Kunsthalle für Rotterdam mit

ihren Material-Brutalisten und der Verweigerung gestaffelter repräsentativer Räume, oder Herzog & de Meurons *Tate modern* in London (für die sich allerdings auch der Begriff »Neuer Minimalismus« anbietet). Eine Architektur der Erhabenheit – damit schließt Graafland zwar an Kants Idee einer das bloß sinnliche Wohlgefallen übersteigenden Naturästhetik an, um (in deren Reinterpretation durch Jean-Francois Lyotard) eine Architektur jenseits von Kategorien des Schönen & Hässlichen oder des separierten »Geschmacks« zu fordern. Sublime Architektur definiert sich nicht durch Form, sondern durch den Zwang, der von ihr ausgeht, über die abstrakten gesellschaftlichen Beziehungen, die in einem Gebäude am Werk sind, zu reflektieren. Die Architektur des Erhabenen bindet sich deshalb nicht an Dimensionen, an Materialien, oder an Funktionen, sondern an ihre Produktionsprozesse und das Potenzial an praktischen Interpretationen. Stil- und formlos, muss »Erhabenheit« für triviale Objekte (wie Reihenhäuser) ebenso gelten wie für öffentliche Bauten. Graaflands Projekt des *Manhattan Transfer Shelter Systems* bringt die (am Konstruktivismus eines Melnikov der 1920er Jahre ausgerichtete) Idee einer sublimen Architektur zum Ausdruck: Statt eine vordefinierte formale Lösung (etwa: das Hospital, oder das Gefängnis) aufzugreifen und durch Techniken des *shiftings* zeitgemäß zu adaptieren, setzte Graafland mit der Kritik an der statistisch-wohlfahrtsstaatlichen Bestimmung von *homeless* und deren Ursachen an und wechselte auf die Ebene der Subjektivitäten selbst – auf diejenigen der Sozialisierungsformen der Obdachlosen, ihrer Raum-Zeit-Konzepte, der Prioritäten in ihrem Alltag. Als Prozess definiert ging es nicht mehr nur darum, eine robuste architektonische Struktur zu finden, die temporäre Schutz- und Versorgungsfunktionen bietet, sondern unter Einbeziehung der Obdachlosen selbst Vermittlungsarbeit zwischen sozialen Außen-seitern, wissenschaftlichen Methoden, tradierten baulichen Typen, der Politik und der Öffentlichkeit zu finden, die – im Gegensatz zu den Formen disziplinierender Asyle – den Obdachlosen ihr Recht auf Persönlichkeit nicht nur zugestehen, sondern erweitern helfen sollte. Architektur des Sublimen, so könnte man es in einem Satz ausdrücken, ist die lokale Synthese von sozialer Expertise, formalem Denken und gesellschaftlicher Intervention, die aber um ihren transitorischen Charakter weiß oder zumindest offene Stellen kalkuliert, an denen Andere später einen neuen und interpretierenden Gebrauch anschließen können. An diesem Punkt könnten Architekturtheorie, *urban studies* und *cultural studies* tatsächlich einen fruchtbaren neuen Dialog beginnen.

Anmerkungen

- ¹ André Corboz, Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen, Basel, Boston u. Berlin 2001 (Bauwelt Fundamente 123).
- ² Ebd., 28.
- ³ Jim McGuigan, Culture and the Public Sphere, London u. New York 1996.
- ⁴ Ken Worpole, Trading Places – The City Workshop, in: M. Fisher u. U. Owen, Hg., Whose Cities?, London u. New York 1991.
- ⁵ Franco Bianchini u. Michael Parkinson, Hg., Cultural Policy and Urban Regeneration, Manchester 1993.
- ⁶ Sharon Zukin, Landscapes of Power, Berkeley 1991.
- ⁷ Dies., Loft Living, London 1988.
- ⁸ Manuel Castells, European Cities, the Informational Society and the Global Economy, in: New Left Review, 204 (1994).
- ⁹ Ebd., 25f.
- ¹⁰ Ramesh Kumar Biswas, Hg., Metropolis Now! Urban Cultures in Global Cities, Wien u. New York 2000.
- ¹¹ Ebd., 55.
- ¹² James Brook, Chris Carlsson u. Nancy J. Peters, Reclaiming San Francisco. History, Politics, Culture, San Francisco 1998.
- ¹³ Arie Graafland, The Socius of Architecture. Amsterdam. Tokyo. New York, Rotterdam 2000.